

# Junebug (Junikäfer)

USA, 2005  
Komödie  
Produktionsfirma: Epoch Films  
Verleih: Arsenal  
Länge: 106 Minuten  
FSK: o.A. (ab 16 J.)  
Regie: Phil Morrison  
Buch: Angus MacLachlan  
Produktion:  
Mindy Goldberg, Mike S. Ryan  
Kamera: Peter Donahue  
Musik: Yo La Tengo  
Schnitt: Joe Klotz

Darsteller: Amy Adams (Ashley Johnsten), Embeth Davidtz (Madeleine), Ben McKenzie (Johnny Johnsten), Alessandro Nivola (George Johnsten), Frank Hoyt Taylor (David Wark), Celia Weston (Peg Johnsten), Scott Wilson (Eugene Johnsten)



## Kurzzinhalt:

Auf dem Weg zu einem exzentrischen Künstler macht die frisch verheiratete Galeristin Madeleine mit ihrem Ehemann George einen Abstecher, um dessen Familie auf dem Land kennenzulernen: die eifersüchtige Mutter, den wortkargen Vater, den wütenden jüngeren Bruder Johnny, der immer im Schatten seines erfolgreichen Bruders stand, und dessen hochschwängere, unschuldig plappernde Ehefrau Ashley.

Während Ashley Madeleine sofort für ihre Kultiviertheit und ihr Auftreten bewundert, sind die anderen Familienmitglieder viel reservierter. Auch George fällt zurück in seine alte Rolle und verbringt viel Zeit alleine. Unverständnis, Fremdheit und eine Art Galgenhumor bestimmen das Aufeinandertreffen von Großstadt und Provinz, während Madeleine den Künstler-Deal vorantreibt und Ashley auf die Entbindung zusteuert.

*Text & Foto: Arsenal*

## Vorschlag für eine Einführung

Der Film, den wir heute Abend zeigen, ist an den meisten Kinos und auch am großen Publikum in Deutschland bisher weitgehend vorbeigegangen. Das ist kein Makel. Junebug – Junikäfer ist ein sogenannter Independent-Film, also nicht aus einer der großen Filmschmieden Hollywoods, sondern mit einem kleinen Budget in nur 20 Tagen gedreht. Für den Regisseur, Phil Morrison, ist es der erste eigene Spielfilm. Gemeinsam mit seinem Drehbuchautor Angus MacLachlan hat er sich auf die Suche nach ihrer beider Vergangenheit gemacht. Beide sind in Winston-Salem in North Carolina im Südosten der USA aufgewachsen. Dort haben sie ihre Geschichte vor Ort gedreht.

Worum geht es? Die Chicagoer Galeristin Madeleine lernt George kennen. Wir werden sehen, wie schnell so etwas gehen kann. Kurze Zeit später sind sie verheiratet und machen sich auf den Weg in die Provinz zu einem exzentrischen Maler. Ganz in der Nähe wohnt die Familie von George: die misstrauische Mutter, der wortkarge Vater, der mürrische Bruder und die sehr schwangere und sehr redselige Schwägerin. Hier prallen Welten aufeinander: Stadt und Land, verschiedene Lebenseinstellungen.

Das alles wird gezeigt: die Menschen, die Wohnungen, die Vorgärten; manchmal mit Ironie, doch nie geringschätzig, eher liebevoll. Der Film erzählt davon, wie Menschen einander näher kommen und sich doch fern und fremd bleiben.

Aus der Bibel kennen wir die Geschichte vom Verlorenen Sohn, oder, wie wir heute eher sagen, von den Zwei Söhnen (Lukas 15,11-32). Wenn George nach Jahren wieder nach Hause kommt, schwingt manches aus dieser biblischen Geschichte über Zugehörigkeit und Entfremdung mit: Sein jüngerer Bruder, der schon immer in seinem Schatten stand, begegnet ihm voll Ablehnung.

Die schwangere Ashley hingegen stürzt sich mit einer Mischung aus Bewunderung und Liebe, Naivität und Offenheit auf ihre neue Schwägerin. Je weiter der Film vorangeht, merken wir jedoch, dass die Schwierigkeiten gegenseitigen Verstehens alle betreffen - auch die, die meinen, sie würden einander kennen.

„Wo würde ich sein, wenn ich ein Schraubenzieher wäre?“ Diese halbblaut gemurmelte Frage des sein Werkzeug suchenden Vaters Eugene bringt es auf den Punkt. Um den Anderen zu verstehen, müsste ich mich in ihn hineinversetzen können. Doch dem sind Grenzen gesetzt. Am Ende des Films bleibt die Frage: Wo wäre *ich* – nein, wo *bin* ich in meinem eigenen Lebensknäuel von Heimat, Familie, Beruf und Selbstbild?

Die Jury der evangelischen Filmarbeit hat Junebug im März 2007 zum Film des Monats gekürt. In der Begründung heißt es:

*„Filmästhetisch überzeugend, mit sicherem Gespür für Figurenzeichnung, emotionale Dichte wie Sinn für Situationskomik, ist JUNEBUG ein Höhepunkt des neuen amerikanischen Independentkinos. Er findet eine ganz eigene Bildsprache, die zwischen Alltäglichkeit und Unheimlichkeit, biederer Ordnung und Irritation die Ambivalenzen seiner Figuren verdeutlicht. Die beiden aufeinander prallenden Welten – der evangelikal-konservative ländliche Süden und der liberale urbane Norden – spielt der Film jedoch nicht gegeneinander aus. Vielmehr habe er zeigen wollen, wie Menschen über tiefe Gräben hinweg kommunizieren, sagt der Regisseur. Gerade in der darauf beruhenden Unvoreingenommenheit seines Blicks besteht der Charme dieses Films, der ein Bild der tiefen kulturellen und sozialen Spaltung des heutigen Amerika zeichnet, wie es präziser kaum sein könnte.“*

Gute Unterhaltung!

Dirk von Jutrczenka

### Fragen und Impulse für ein Filmgespräch

Im Vorspann wird gezeigt, wie Madeleine und George sich nahe kommen. Das Motiv des Tastens und der Berührung zieht sich durch den ganzen Film.

→ In welchen Szenen wird das besonders deutlich? (z.B. zwischen Madeleine und Johnny)

Im Verlauf des Films werden zwischendurch Ansichten der leeren Wohnräume und Häuser gezeigt. Die Luftmatratze wird in „Echtzeit“ aufgeblasen.

→ Welche Wirkung geht von dieser Darstellung aus?

Der Film handelt davon, mit welchen Erwartungen und Vorstellungen die Menschen einander wahrnehmen. Als Madeleine beim Gemeindefest dem Pastor begegnet, reagiert sie erstaunt darüber, wie jung er ist. Offensichtlich hat Madeleine ein anderes „Bild“ von einem Pastor.

→ Sind Pastor/innen unter den Zuschauern? Kennen sie diese Reaktion aus eigenem Erleben?

Johnny sieht zufällig einen Film über Erdmännchen im Fernsehen. Da er weiß, dass das Ashleys Lieblingstiere sind, versucht er die Sendung aufzunehmen, scheitert aber an der Kassette.

→ Was wird in seiner hilflosen Wut und in der anschließenden Szene mit Ashley deutlich?

→ Ashley reagiert mit dem Satz: „Gott liebt dich so, wie du bist, aber zu sehr, um dich so bleiben zu lassen.“ / „God loves you just the way you are, but too much to let you stay that way.“ (vgl. Anmerkungen des Regisseurs: Dieser Satz stand nicht im Drehbuch, sondern stammt aus einer Predigt des Pastors in Winston-Salem.)

Madeleines Verhältnis zu dem Künstler David Wark ist geprägt von ihrem Interesse, ihn für ihre Galerie zu gewinnen.

→ Sind ihre Liebesbezeugungen wahrhaftig oder berechnend? (Die Schwester des Künstlers wird als berechnend dargestellt, bei ihrer Beileidsbezeugung im Auto wird aber deutlich, dass sie wirklich emotional berührt ist.)

Am Ende stehen Madeleines „Baby“ (der Deal mit dem Künstler) und Ashleys totgeborenes Kind nebeneinander.

→ Haben die Männer Morrison/McLachlan hier ein klassisches Frauenthema aufgegriffen? Wie stellen sie es dar?

Amy Adams, die die Rolle der Ashley spielt, hat in einem Filmgespräch erzählt, das in der Krankenhausszene im Drehbuch stand: „Ashley missdeutet George’s Schweigen als Weisheit.“  
→ Was sagt das über das Verhältnis der beiden zueinander aus?

Der Film zeichnet ein präzises „Bild der tiefen kulturellen und sozialen Spaltung des heutigen Amerika“ (Jury der evangelischen Filmarbeit).

- Ist das, was gezeigt wird, auch übertragbar auf unsere Gesellschaft?
- Steht im Vordergrund die Darstellung der Spaltung und Entfremdung oder die Kommunikation „über tiefe Gräben hinweg“?

### Materialanhang:

- Filmkritik aus film-dienst 5/2007
- Filmkritik aus epd-Film 3/2007
- Jury der evangelischen Filmarbeit: Film des Monats März 2007
- Anmerkungen des Regisseurs (englisch)
- Softly and Tenderly Jesus Is Calling (Text des Kirchenliedes, das im Film gesungen wird)

### Junikäfer

„Junebug“ beginnt befremdlich, mit einigen kurzen Einstellungen jodelnder Männer, die man anschließend nicht wieder sieht. Allem Anschein nach handelt es sich um dokumentarische Aufnahmen von Amateursängern, die eine jener Volksmusikarten des amerikanischen Südens pflegen, in denen Jodeleinlagen Akzente setzen. Doch es erschließt sich nie, warum man diese Männer zu sehen und zu hören bekam, weshalb die Irritation dieser kuriosen Anfangssequenz leise nachhallt. Das ist eine passende Einstimmung darauf, dass Regisseur Phil Morrison seine Zuschauer in seinem Debütfilm bis zuletzt in der Schwebe lässt, welche Haltung sie gegenüber seinem exzentrischen Personal einnehmen sollen. Und diese Mehrdeutigkeit ist wohl der Grund, warum diese charmante, kleine Independentproduktion überraschend lange in Erinnerung bleibt. Als man die beiden Hauptfiguren erstmals sieht, begegnen sie einander offenbar selbst zum ersten Mal und fallen sogleich leidenschaftlich übereinander her. Bald darauf sind Madeleine und George ein halbes Jahr verheiratet und auf dem Weg in die Provinz. Madeleine, die in ihrer Galerie in Chicago sogenannte „Outsider Art“ verkauft – Kunst, die von mehr oder minder genialen Dilettanten gemacht wird –, ist nämlich bemüht, einen in North Carolina lebenden Maler unter Vertrag zu nehmen. Und weil Georges Elternhaus zufällig in der Nähe liegt, wird Madeleine bei der Gelegenheit ihren Schwiegereltern

vorge stellt. Dabei entpuppen sich die Hinterwäldler allesamt als komische Käuze. Der von Madeleine umworbene Künstler, der mit plumpem Pinselstrich blutige Tableaus entwirft, auf denen die Soldaten der amerikanischen Bürgerkriegsarmeen mit riesigen Penissen bestückt sind, glaubt seine künstlerischen Eingebungen direkt von Gott zu erhalten. Während Georges Mutter als missmutige Matrone auftritt, spricht sein eigenbrötlerischer Vater mehr zu sich selbst als mit anderen. Und der passiv-aggressive zweite Sohn der Familie scheint die elterlichen Charakterzüge zu kombinieren. So verschlossen und wortkarg diese drei Familienmitglieder sind, so mitteilungsbedürftig ist indes Georges Schwägerin Ashley, deren Gedanken, obwohl hochschwanger, ständig um das Thema Gewichtsabnahme kreisen.

Amy Adams gelingt das Kunststück, die kindliche Naivität und Hyperaktivität dieser jungen Frau ohne einen Funken Ironie zu spielen und dabei zugleich ganz dezent eine untergründige Verzweiflung aufscheinen zu lassen – wofür die Darstellerin völlig zurecht mit Preisen und einer „Oscar“-Nominierung belohnt worden ist. Auch wenn Ashley, dank Adams’ Leistung, verblüffend natürlich wirkt, bleibt sie freilich als Kunstfigur zu erkennen. Und wegen des hohen Maßes an Schrulligkeit, das die Provinzler zusammen aufbringen, könnte man vorübergehend meinen, dass

„Junebug“ ein weiterer Indie-Film wäre, der sein tendenziell großstädtisches, gebildetes Publikum dazu einlädt, über Einfaltspinsel aus der amerikanischen Provinz zu lachen. Doch Morrison konterkariert solch eine Lesart im gleichen Zug, indem er den ruhigen Handlungsfluss durch kurze Montagesequenzen unterbricht, die Impressionen der Umgebung von Georges Elternhaus sowie von dessen Interieur aneinander reihen. Diesen fast fotografisch anmutenden, statischen Einstellungen fehlt jegliche karikierende Übertreibung, und ihre Sachlichkeit durchkreuzt den etwaigen Eindruck eines Kuriositätenkabinetts. Besonders entwaffnend wirkt eine kurze Szene, die die Familie bei einem Kirchenfest versammelt, dem trotz seiner Provinzialität nichts Lächerliches anhaftet. Dabei offenbart George, der sich bis dahin auffallend im Hintergrund gehalten hat, eine Seite, die sogar Madeleine unbekannt war. Deren ebenso freundliches wie unsensibles Verhalten gegenüber der neuen Verwandtschaft hat freilich schon vorher vor Augen geführt, dass die weltgewandte

## Junebug

Phil Morrisons Spielfilmdebüt entwirft ein überraschendes Bild der USA

*Mit Junebug haben Phil Morrison und sein Autor Angus MacLachlan einen heimlichen Überraschungserfolg gelandet: Das überlegt erzählte und gefilmte Porträt einer Familie, die den Riss zwischen amerikanischer Metropole und Peripherie spiegelt, gewann zahlreiche Preise – unter anderem den Spezialpreis der Jury auf dem Sundance Festival.*

Von den großen Metropolen aus wirkt die amerikanische Provinz manchmal wie ein ferner Planet. Die filmische Auseinandersetzung mit „Hicksville USA“ ist deshalb oft notgedrungen anthropologischer Natur – und dann auch selten vorteilhaft für jene, die nicht am kulturellen Reichtum der urbanen Zentren teilhaben. Harmony Korines *Gummo* oder *Julian Donkey-Boy* sind typische Beispiele für die verschrobene Vorstellung weißer Mittelklasse-Hipster vom Leben außerhalb ihres soziokulturellen Zoos. Der Witz geht meist auf Kosten derer, die am wenigsten zu lachen haben: Der Trailerpark wird zur

Diplomatentochter, auf ihre Weise, ähnlich schwer von Begriff ist wie Ashley. Im letzten Akt lassen einzelne Dialoge befürchten, dass Morrison und Drehbuchautor Angus MacLachlan diese Figur dafür bestrafen wollten, dass sie in einer einschneidenden Situation beruflichen Belangen Vorrang vor der Familie einräumt. Dabei scheint der Film ein anderes populäres Erzählmuster aufzugreifen, das beispielsweise jüngst in „Cars“ (fd 37 766) zum Tragen kam und erwarten lässt, dass die spinnerte Naivität der Hinterwäldler sich schließlich als unverstellte Ehrlichkeit entpuppen wird, die nur umso deutlicher die Blasiertheit der weitgereisten Kosmopolitin zum Vorschein treten lassen wird. Erfreulicherweise greift aber auch solch eine Interpretation zu kurz, wie spätestens der abschließende Dialogsatz klarstellt. Der lässt das zuvor Gesehene ganz beiläufig ein letztes Mal in verändertem Licht erscheinen.

*Holger Römers Kritik aus film-dienst Nr. 5/2007*

Freakshow, und komische Dialekte müssen für die amüsierte Faszination mit ihrer Andersartigkeit herhalten.

*Junebug*, der Debütfilm des in North Carolina geborenen Phil Morrison, stellt die konventionellen Vorstellungen von Zentrum und Peripherie, Normalität und Außenseitertum komplett auf den Kopf. Nicht dass Morrison aufgrund seiner Herkunft per se dazu prädestiniert wäre, einen unvoreingenommenen Blick auf den amerikanischen Süden zu werfen; aber *Junebug* trifft einen Ton, wie man ihn im amerikanischen Kino allzu selten vernimmt. Morrison gab die Filme Mike Leighs einmal als wichtigen Einfluss an, und Leighs Menschenbild ist es auch, das *Junebug* von typischen, am amerikanischen Independentkino orientierten Filmen wie *Garden State* oder *Elizabethtown* unterscheidet. Die Protagonisten in *Junebug* sind keine Denkfiguren, an denen ein Exempel statuiert wird oder die eine Entwicklung durchlaufen müssen. Sie plappern wasserfallartig drauflos oder schweigen beharrlich, ohne permanent in Erklärungszwängen zu stecken. Das macht

*Junebug* zu einem kleinen Juwel: eine sorgfältig beobachtete, auch schrullige Tragikomödie über die Rückkehr eines verlorenen Sohnes an seinen Geburtsort. Kein Clash der Kulturen, sondern ein Zusammenkommen von Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Backgrounds.

Morrisons Film handelt von Außenseitern im weitesten Sinne. Die Galeristin Madeleine zum Beispiel hat sich auf sogenannte „Outsider Art“ spezialisiert: folkloristische Bilder und Artefakte von Künstlern mit einer stark ausgeprägten Wahrnehmung (oft aufgrund von psychischen Störungen), die mit den herkömmlichen Begriffen des Kunstmarktes nicht zu fassen sind. In North Carolina haben ihre Scouts ein ganz besonderes Exemplar aufgetan – den Maler David Wark. Die bizarren Bürgerkriegs-Tableaus des kauzigen Einsiedlers weisen ein besonderes Merkmal auf: Sie sind übersät mit Phalli in allen Größen, die mitten im Schlachtengetümmel fontänenartig Sperma in die Landschaft schießen. Die repressive sexuelle Stimmung von Warks Bildern hat etwas Genuines, Unverfälschtes, das die zivilisierte Diplomantochter Madeleine mit ihren vielfach konditionierten Verhaltenscodes naturgemäß fasziniert.

Auf dem Weg in den Süden machen Madeleine und ihr Mann George bei dessen Eltern Halt, wo sich gerade alles um die hochschwangere Ashley (Amy Adams, mit einer entwaffnenden Performance) dreht. Auch Ashley ist auf ihre naive Art unverfälscht, aber ihre hinreißenden Redeschwälle und ihre unverhohlene Sympathie für die neue Schwägerin überfordern Madeleine schlicht. Ashleys Mann Johnny, Georges jüngerer Bruder, ist das komplette Gegenteil; er reagiert verstockt auf seine Umwelt, und begegnet George und dessen neuer Frau mit Ablehnung. Madeleine, so sehr sie sich auch bemüht, hat einen schweren Stand: gegen Johnny, der ihre aufdringliche Freundlichkeit als sexuelle Avancen missversteht, und gegen Schwiegermutter Peg, die nicht verstehen kann, was diese schlanke, hübsche und smarte Frau bloß von ihrem Sohn George will. Madeleine ist derweil so auf den Vertragsabschluss mit Wark fixiert,

dass sie ihrer eigenen Außenseiterrolle überhaupt nicht gewahr wird.

Morrison hat seine Sympathien gerecht verteilt. Er maßt sich nie an, Madeleine, Peg, Johnny oder Ashley, die in ihrem Überschwang auch das emotionale Zentrum von *Junebug* einnimmt (Junebug soll ihr Baby heißen), zu bewerten. Wie Leigh belässt der amerikanische Regisseur seinen Figuren die Widersprüche und Schwächen, die sie erst zu voll entwickelten Charakteren machen. In gewisser Hinsicht ist Vater Eugene mit seiner stoischen Einsilbigkeit vielleicht sogar der einsichtigste Held. Er hat sich auch mit der Dominanz seiner Frau abgefunden. „So ist sie nun mal“, erklärt er Madeleine, „sie kann ihre Schwäche nicht zeigen.“ Man beginnt den Vater irgendwann zu verstehen, gerade weil er am wenigsten von allen spricht. Auch das ein Verdienst Morrisons.

Die vielen Leerstellen von *Junebug* – die Beziehung von George und Madeleine, Johnnys Verstocktheit, die sich für einen kurzen Augenblick löst, bevor sie in irrationale Aggression umschlägt, Pegs Ablehnung gegenüber Madeleine – bleiben unberührt. Lieber beobachtet Morrison und lässt beobachten. Zum Beispiel wenn Madeleine George beim Kirchenfrühstück ein Lied singen sieht, eine Seite, die sie offensichtlich noch nicht an ihrem Mann gekannt hat. So bleibt *Junebug* jederzeit offen für überraschende Entdeckungen und oft auch unverständlich – weil man es eben mit richtigen Menschen zu tun hat. Am Ende sind doch alle nur Außenseiter, irgendwo. Und diese Erfahrung schweißt sie zusammen.

Andreas Busche

*Outsider Art, komische Käuze, kulturelle Missverständnisse: Phil Morrisons Film ist ein gelungenes Porträt des provinziellen Amerika und einer der schönsten amerikanischen Independentfilme seit Langem.*

(epd Film 3/2007)

## Jury der evangelischen Filmarbeit Film des Monats März 2007:

Die Kunsthändlerin Madeleine möchte die bizarren Bilder eines unbekanntes Malers aus dem Süden der USA für ihre Galerie in Chicago erwerben. Den Besuch des Künstlers verbinden sie und ihr Mann George mit einem Abstecher bei dessen Familie. „Coming Home“ heißt das religiöse Lied, das George eines Abends vor versammelter Gemeinde singen wird. Die gemeinsame Ergriffenheit täuscht jedoch nicht darüber hinweg, wie fremd ihm das christlich-konservative Milieu seiner Herkunft geworden ist. Im Gegensatz zu George hat sein Bruder Johnny den Absprung nicht geschafft. Während Johnnys Frau, die pausenlos plappernde Ashley, sich auf die unmittelbar bevorstehende Geburt ihres ersten Kindes vorbereitet, plagt der wütende junge Mann sich damit, seinen Schulabschluss nachzuholen. Bei Georges Mutter stößt die attraktive, gebildete Madeleine auf Skepsis; Georges wortkarger Vater hält sich mit Gefühlsbekundungen zurück. Unerwartet gerät der Vertragsabschluß mit dem Maler in Gefahr. Als das Geschäft schließlich doch zustande kommt, wird Madeleines Erfolg überschattet

von der Todgeburt des Kindes, dem Ashley den hoffnungsfrohen Namen „Junebug“ hatte geben wollen.

Filmästhetisch überzeugend, mit sicherem Gespür für Figurenzeichnung, emotionale Dichte wie Sinn für Situationskomik, ist JUNEBUG ein Höhepunkt des neuen amerikanischen Independentkinos. Er findet eine ganz eigene Bildsprache, die zwischen Alltäglichkeit und Unheimlichkeit, biederer Ordnung und Irritation die Ambivalenzen seiner Figuren verdeutlicht. Die beiden aufeinander prallenden Welten - der evangelikal-konservative ländliche Süden und der liberale urbane Norden - spielt der Film jedoch nicht gegeneinander aus. Vielmehr habe er zeigen wollen, wie Menschen über tiefe Gräben hinweg kommunizieren, sagt der Regisseur. Gerade in der darauf beruhenden Unvoreingenommenheit seines Blicks besteht der Charme dieses Films, der ein Bild der tiefen kulturellen und sozialen Spaltung des heutigen Amerika zeichnet, wie es präziser kaum sein könnte.

### Anmerkungen des Regisseurs

I've been inspired more by moments, or by phenomena, in movies. It makes sense to me that some movies are called transcendental. Just a couple transcendent moments are enough to make a movie worthwhile to me; and if there are more, and they work together in some mysterious way to create the moral-mystical-delirious experience that's unique to movies, then I'm inspired. (...)

While we were in Winston-Salem, we went to Green St. Methodist Church. One Sunday the minister said "God loves you just the way you are, but too much to let you stay that way." There was no way we were going to let the shoot end without Ashley repeating that. (...)

The people in the opening shots are hollering. This was once a practical form of communication in the North Carolina hills. I think it's an appropriate start for this movie in two ways. First, **Junebug** is about people communicating across great divides. Second, I'm interested in the moral challenges posed by the relationship between makers and connoisseurs. Hollering is still practiced because it has been recognized as an art form and incorporated into a "folk tradition." It has been aestheticized by its appreciators, who have become its patrons and, often, its practitioners. **Junebug** is meant to explore the difficulty created by relationships based on patronage, however well meaning.

For instance, one idea that arose is that such relationships glorify the peculiar, and convince us to view what is common as "cliché." It was not at all my intention to avoid clichés, but rather to try to explore what it is about a particular thought, object, phrase, etc, that so raises my hackles that I declare it "clichés."

Maybe the ultimate verity that **Junebug** clings to is that darkness and light are inseparable. We go to great lengths to deny it in order to feel safe, and are shaken when this denial falls apart. Certainly there's nothing new in this, but I guess that's the point. (...)

*Phil Morrison*

Phil Morrison was born in Winston-Salem, North Carolina in 1968.

### **Softly and Tenderly Jesus Is Calling**

Text und Musik: Will L. Thompson (1880)

“Come Home“: Dieses Kirchenlied singt der „heimgekehrte“ George bei einem Gemeindefest in seiner früheren Heimatstadt. Seine Frau Madeleine wundert sich über diese ihr bisher völlig unbekannte Seite ihres Mannes.

1. Softly and tenderly Jesus is calling,  
calling for you and for me;  
see, on the portals he's waiting and watching,  
watching for you and for me.

Refrain: Come home, come home;  
ye who are weary come home;  
earnestly, tenderly, Jesus is calling,  
calling, O sinner, come home!

2. Why should we tarry when Jesus is pleading,  
pleading for you and for me?  
Why should we linger and heed not his mercies,  
mercies for you and for me?  
(Refrain)

3. Time is now fleeting, the moments are passing,  
passing from you and from me;  
shadows are gathering, deathbeds are coming,  
coming for you and for me.  
(Refrain)

4. O for the wonderful love he has promised,  
promised for you and for me!  
Though we have sinned, he has mercy and pardon,  
pardon for you and for me.  
(Refrain)

Im Film werden die erste und vierte Strophe mit Refrain gesungen.

Übrigens: Der Schauspieler Alessandro Nivola hatte angeblich übersehen, dass er laut Drehbuch in dieser Szene einen Choral singen sollte. So blieb ihm – ebenso wie George – kaum Zeit zum Üben...